

Bruna Martinelli

In den Falten der Zeit

Erinnerungen einer Bäuerin
aus dem Maggiatal

Aus dem Italienischen übersetzt von
Judith Blumenthal, Antonella Rigamonti
und Andreas Grosz

© edition pudelundpinscher
Leseprobe

Vorwort

Es ist ein Glück, Bruna Martinelli zu kennen. Anfängliche Zurückhaltung ist bei ihr schnell einer herzlichen Gastfreundschaft gewichen. Grosszügig schenkte sie uns von den Gaben, die Wald und Garten ihr beschert hatten, und empfing uns eins ums andere Mal in ihrer geräumigen, warmen, nüchtern eingerichteten Küche. Bei einfachen Leuten ist immer noch sie die wohnliche Mitte des Hauses und der Ort, wo Gespräche geführt und Gäste bewirtet werden.

Bruna Martinelli ist mit Leib und Seele Bäuerin, aber sie ist auch, obwohl sie von ihrer Belesenheit kein Aufheben macht, eine Frau des Wortes. In Reinkultur verkörpert sie jene »urbanità«, die den Menschen des ländlichen Tessins in einem alten Bildband¹ nachgesagt wird und vor der wir Leute aus der deutschen Schweiz uns manchmal plump und roh vorkommen, befangen oder behindert in unserem Umgang mit der Hochsprache. Bruna Martinelli hingegen bewegt sich in beiden Varianten ihrer Muttersprache, im Dialekt ihres Tales und dem Italienischen »der Schrift«, mit derselben Leichtigkeit und Eleganz. Da gibt es kein ange-

1 Gotthard Schuh: *Tessin*. Mit einer Einleitung von Titus Burckhardt, Zürich 1961

strengtes oder linkisches Ringen um Worte, auch keine altersbedingte Verlangsamung des Redeflusses.

Blättert man heute in dem oben erwähnten alten Bildband, so fällt auf, wie sehr sich das Tessin in den vergangenen fünfzig, sechzig Jahren verändert hat. Wie überall in der Schweiz hat auch hier eine gewaltige, ja gewalttätige Verstädterung stattgefunden (die allerdings mit Urbanität wenig zu tun hat, viel eher einem gewissen Provinzialismus förderlich scheint).

Und ähnlich ergeht es einem mit dem Buch von Bruna Martinelli: Es macht augenfällig, in wie kurzer Zeit sich die Lebensbedingungen, Sitten und Denkweisen in ihrem Tal gewandelt haben, nämlich binnen einem Menschenalter.

Wir möchten Bruna Martinelli an dieser Stelle herzlich danken: für ihre Gastfreundschaft, die vielen Gespräche, die hausgemachten Konfitüren und Kräutermischungen sowie für die Fotos, die sie uns zur Verfügung gestellt hat. Zusammen mit jenen, die wir auf unseren Streifzügen in Avegno und dessen Umgebung aufgenommen haben, erweitern sie nun die deutsche Ausgabe ihres Buches um einen Bildteil.

Beatrice Maritz und Andreas Grosz

Die Gerüche meiner Heimat

Gestern Abend ist nach dreimonatiger Trockenheit endlich der Regen gekommen.

Nach zehn Uhr ging ich hinaus, setzte mich in meinen Jeep und fuhr zum Schafgehege. Ich war kaum aus dem Wagen gestiegen, da hat mich der Geruch von feuchter Erde überwältigt. Gerüche sind schwer zu beschreiben; dieser hier war stark, männlich, ursprünglich. Und man sah förmlich, wie die Erde sich diesem Geschenk des Himmels, das sie fruchtbar machen sollte, gierig öffnete.

Weiter vorne lag ein Haufen Kastanienblätter auf dem Weg. Sie rochen nach Herbst und nach den langen Kleidern alter Frauen, die sich im Wald aufgehalten haben. Welche Blätter haben viele verschiedene Gerüche, entsprechend der Baumart.

Wer einmal auf Laubsäcken geschlafen hat, die mit Buchenblättern gefüllt waren, wird den Duft dieses Bettes nie vergessen. Er hat dich in den Schlaf gewiegt, und am Morgen beim Aufwachen lag er dir in der Nase. Er vermischte sich mit dem Geruch deiner Haut, und du trugst ihn den ganzen Tag auf dir. Es war ein Geruch von Bergen, von Wäldern mit mächtigen Bäumen und offenen Räumen. Hätte ich heute das Glück, auf diesen Blättern zu schlafen, würde ich den Duft meiner Kindheit wiederfinden.

Der Geruch von Eichenlaub ist ein anderer als der von Birkenblättern. Der eine ist stark und etwas bitter, während der andere zart, staubig und leicht süsslich ist, so süß wie der Rauch von einem Birkenholzfeuer. Den stärksten und unverwechselbarsten Geruch aber hat das Laub des Nussbaums. Wenn ich beim Vorübergehen auf einen Haufen dieser trockenen, schwärzlichen Blätter trete, die unter den Füßen zerbröseln, lässt mich ihr unverkennbarer Geruch innehalten. Er ist grün, bitter, ölig, füllt Nase und Lunge.

So sind die Gerüche der Erde, wenn sie schläft und leblos scheint. Zu ihnen gesellen sich Stallgerüche und vermischen sich mit dem Rauch, der aus den Kaminen steigt. Wenn Gemma am Morgen das Feuer mit trockenen Ginsterreisern anfachte, hatte dieses einen solch eigenen Geruch, dass man ihn von tausend anderen unterscheiden konnte. Vereint mit dem süßen Geruch von Birkenholz, dem kräftigen von Kastanie und Eiche und dem beissenden der harzhaltigen Hölzer entstand so der Geruch meines Zuhauses. Wenn unter all den rauchenden Kaminen aber eines ist, aus dem der Gestank von schlecht verbranntem Heizöl quillt, dann gibt es freilich nur eins: Fenster schliessen.

Der Spruch »Jedem Bauern der Geruch des eigenen Misthaufens am besten gefällt« stimmt genau. Gegen Stallgeruch habe ich nichts, hingegen stören mich häufig die Ge-

rüche von Küchenputzmitteln oder von bestimmten Sonnencremes und Parfüms.

Früher wurde bei uns während der Totenwache im Raum, wo der Leichnam aufgebahrt lag, Kölnischwasser der Marke 4711 versprüht. Noch heute ist dies für mich Leichengeruch. Als meine Mutter starb, haben die guten Ordensschwestern des Spitals sie mit Fenjal eingerieben. Damals war das ein vielbenütztes Deodorant, doch niemand in meiner Familie hat danach je wieder Lust verspürt, es zu verwenden. Gerüche und Düfte haben die Macht, Erinnerungen zu wecken.

Damit will ich nicht sagen, dass mir alle Duftwässerchen zuwider sind. Im Gegenteil. Unter den Arkaden von Locarno bin ich einmal ganz lange hinter einer anmutigen alten Dame hergelaufen, deren Duft mich so sehr anzog, dass ich ihr folgte wie dem Rattenfänger von Hameln.

Ich bin etwas abgeschweift, indem ich von Gerüchen sprach, die nicht Bestandteil meiner Heimat sind, sich aber mit ihnen vermischen und manchmal versuchen, sie zu übertünchen. Doch im Frühling, wenn sich die Bergflanken und Wäldchen am Ufer des *Ri grand*¹ mit dem Weiss der Robinien überziehen, dann regiert der Duft dieser Blüten

1 Rial grande = grosser Bergbach. Der Rial grande, Avegnos grösster Wildbach, fliesst von Ost nach West durch den Ort und teilt ihn in zwei Hälften.

über das ganze Dorf. Er ist süß, riecht nach Honig und Vanille, und bei Sonnenuntergang, wenn die Luft feucht wird, ist er so intensiv, dass man ihn fast schmecken kann.

Noch vor der Robinie blüht der Holunder. Sein Duft ist viel zurückhaltender, er riecht nach Gewürzen, und wenn du dich der Blütendolde näherst, bekommst du eine gelbe Nase, so viel Blütenstaub ist daran. Bald schon verwelkt auch der Flieder mit seinem ans 19. Jahrhundert erinnernden Duft. Jetzt scheint die Natur erschöpft zu sein und ruht sich aus. Doch nicht lange: denn Ende Mai oder Anfang Juni, wenn du im Dorf von Innenhof zu Innenhof gehst, dort, wo noch einige wenige hundertjährige Weinstöcke überlebt haben und die Häuserfassaden schmücken, riechst du den feinen und zarten Duft der blühenden Reben. In den offenen Rebbergen kannst du ihn fast nicht wahrnehmen, weil er sich im Wind verliert. Aber hier im Dorf, wo er sich mit dem charakteristischen Geruch schattiger Innenhöfe vermischt, da, wo Farn und Schimmel gedeihen, ist er wirklich einmalig: Es ist der Geruch der Häuser, der alten runden Pflastersteine, über die viele tausend Male jene gegangen sind, die vor uns da waren.

Nur wenig später im Jahr, wenn du abends zu Fuss über Wiesen und Felder gehst und plötzlich in ein Duftbad eintauchst, kannst du sicher sein, dass die Linden blühen. Ihre Blüten sind klein, unauffällig, aber betörend im Duft. Es ist

das Aroma der hausgemachten *gazosa* (Limonade) oder von einem mit Honig gesüssten Absud.

Das fast heimlich blühende Geissblatt ergänzt das bereits reichhaltige Duftgemisch mit seiner Note. Es ist der Duft von Hecken, von alten Mäuerchen und verfallenden Ställen. Er ist kühl und riecht nach Apfelsaft. Er hat rein gar nichts Diskretes, sondern überwältigt dich, lädt dich ein, mit dem Gesicht ganz in die weiss-gelben Blümchen einzutauchen, um ihn ausgiebig zu geniessen.

Später dann, wenn die Bienen in den Bienenstöcken aufgeregt summen, blüht die Edelkastanie. Es ist schwierig, den Duft dieser so charakteristischen Blüten zu beschreiben, die mit ihren Pollen an flockige Bällchen erinnern. Zahlreich und blassgelb, hüllen sie die alten knorrigen Bäume in so schöne Mäntel, dass diese für einige Tage die Könige der Wälder sind. Wenn man an ihnen riecht, duften sie kaum, aber alle zusammen durchdringen sie die Luft mit einem schweren, ja feierlichen Duft, der sich in der Nähe von Bienenstöcken derart verstärkt, dass die Imker hingerissen ausrufen: »Die Bienen haben eine gute Ernte eingebracht!«

Die Natur hat mich mit einem Riechorgan ausgestattet, das trotz seines bescheidenen Ausmasses seine Aufgabe bestens erfüllt. Es hält mir das Brillengestell oben und schenkt mir zudem starke und präzise Geruchseindrücke, die mich mit Freude erfüllen. Frühling und Sommeranfang sind die

eigentliche Duft-Zeit, doch auch die anderen Jahreszeiten mit ihren Gerüchen sind mir lieb.

Wie soll ich bloss den Geruch von taunassem Gras beschreiben, das an einem klaren Morgen gemäht wurde? Da riecht man Sauerampfer, Beifuss, Petersilie, Thymian und tausend andere Kräuter, die miteinander auf den Wiesen wachsen. Sobald sie verwelkt sind, verströmen sie einen leicht säuerlichen Geruch; gut getrocknet und im Heuschober aufgehäuft hingegen geben sie einem die duftende Gewissheit einer guten Ernte.

Im Sommer schwillt der Fluss nach Gewittern oftmals gewaltig an, und der Geruch von nasser Erde, von Schlamm, von auf den Felsen entrindeten Bäumen dringt, zusammen mit dem dumpfen Rumpeln des Geschiebes, bis zu meiner Terrasse vor, was in mir einen so lebhaften Eindruck erweckt, dass ich meine, das tosende Wasser komme unmittelbar hier durch, sozusagen vor meinen Augen.

Es gibt in dieser meiner Heimat unzählig viele Gerüche, doch da ist besonders einer, der die Sprungfeder der Erinnerungen schnellen lässt und mich in Zeiten katapultiert, da ich als kleines Mädchen mit meiner Grossmutter, den Schwestern und Cousins auf den Maiensässen war. Es ist der Geruch des Bergfarns. Gemäht und getrocknet wird Bergfarn als Streu für die Kühe verwendet. Sein Geruch ist stark, beissend und anders als alle anderen, erfüllt den ganzen Stall und überlagert fast jenen des Mists. Und er ist

angenehm, angenehm wie der Geruch der weidenden Kühe mit ihrem vom Septembernebel feuchten Fell.

Ende September, wenn wir zurück ins Dorf kamen, wurden wir vom süßen und köstlichen Duft der reifen Trauben empfangen, die wir nicht nur mit den Augen assen, sondern auch mit der Nase – und erst dann mit dem Mund.

In der Schule lernte ich ein Gedicht von Carducci, in dem es, wenn ich mich richtig erinnere, unter anderem heisst:

*E per le vie del Borgo
dal ribollir dei tini
va l'aspro odor dei vini
l'anime a rallegrar.*

*Und durch die Strassen des Dorfes
aus Bottichen, in denen es gärt,
geht der herbe Geruch der Weine
die Seelen zu erfreun.*

Die Weinlese gab dem Herbst seinen vorherrschenden Geruch, und der vermischte sich mit dem Duft von über dem Feuer gerösteten Kastanien und von Äpfeln, die auf dem Stroh reifen, bis der Schnee kommt und seinen geruchlosen Geruch vorausschickt. Noch bevor er vom Himmel fiel, streckten die Alten nämlich die Nase in die Luft und sagten: »Ich rieche Schnee.«

Ich habe versucht von den Gerüchen meiner Heimat zu sprechen, aber ich sehe schon: Das Resultat ist anders, als ich erhofft hatte. Es ist schwierig, einen Duft zu beschreiben, da er formlos ist und unsichtbar; trotzdem ist er da. Und wir beachten ihn so selten!

Doch wenn eure Nase nun auf einer Bergwanderung hinter einem Felsblock etwas Anziehendes wittert, dann folgt der Fährte, und vielleicht werdet ihr Glück haben und einen Weissdornbusch mit seinem bitteren und gleichzeitig süssen Duft aufspüren. Bleibt stehen vor diesem Wunder der Natur, ohne es zu berühren, denn es könnte euch in die Finger stechen. Aber atmet es durch alle Poren ein.

Und so werdet ihr beim Weitergehen ebenfalls gut riechen.

Tiberio und Tiberia

Wer erinnert sich noch an *Tiberi* und *Tiberia*?

Er, Tiberio, gemeinhin Tiberi genannt, mit dem gewichtigen römischen Namen – er war der erste Anarchist, den ich ausrufen hörte: »Alle Patrons sind Schweine, sie beuten die Arbeiter aus!« Er war in eine arme und randständige Familie geboren worden und versuchte als junger Mann irgendwann in die Deutschschweiz auszuwandern. Er war intelligent, obwohl er kaum lesen und schreiben konnte. Ich weiss nicht, ob er Maurer oder Gipsler war, aber er hatte den Ruf, ein guter Arbeiter zu sein, wenn auch nicht ein besonders fleissiger.

Das sozialistische Gedankengut fiel bei ihm auf fruchtbaren Boden; vielleicht fühlte er sich zum ersten Mal in einer Gruppe aufgenommen, einer Gruppe zudem, die sich für die Rechte von armen Leuten wie ihm stark machte. Bisher hatte er keinerlei Ansehen genossen und nie die Möglichkeit gehabt, seine Meinung zu äussern. Und so wurde er denn sozialistischer Anarchist. Wahrscheinlich um seinen Prinzipien oder seiner Einstellung treu zu bleiben, hörte er irgendwann auf zu arbeiten, nahm an politischen Versammlungen teil, schrie lauter als die anderen und wurde zum eifrigen Spelunkenbesucher.

Die Stadt Zürich schrieb der Gemeindebehörde von Avegno und äusserte das Begehren, von einem solchen stö-

renden Element befreit zu werden. Die Heimatgemeinde möge doch für dessen Rückkehr sorgen. Die Gemeinderäte versammelten sich eines Abends zu einer ausserordentlichen Sitzung, um zu entscheiden, was zu tun sei. Damals befand sich der Sitz der Gemeindebehörde in einem Lokal gerade oberhalb des Bogengangs der Kirche. Man erreichte es über eine Aussentreppe. Nach langen Diskussionen hob man die Sitzung auf, ohne einen konkreten Entschluss gefasst zu haben. Doch als die Gemeinderäte die Treppe hinunterstiegen, um nach Hause zu gehen, sass dort Tiberi seelenruhig auf der letzten Stufe. Er hatte sich in einem Waggon versteckt, der Gemüse von Zürich ins Tessin beförderte, war zwischen Kohlköpfen und Kartoffeln bis nach Locarno gekommen und hatte das letzte Stück bis zu seinem Heimatdörfchen zu Fuss zurückgelegt.

Diese Geschichte hat mir meine Mutter erzählt, und ich bin mir sicher, dass sie stimmt, denn ich erinnere mich daran, wie wir Bengel Tiberi nachliefen, wenn er im Zickzack nach Hause torkelte, und riefen: »Wie wars im Gemüsegewaggon?«

Irgendwann trat eine Frau in Tiberis Leben. Ich habe nie erfahren, ob sie wirklich seine Frau war, aber alle nannten sie Tiberia. Sie war eine Deutschschweizerin, eher robust gebaut und mit blonden Haaren. Sie hiess Emma und war eine gute Schneiderin. Ich weiss nicht, ob sie die politische Gesinnung ihres Gefährten teilte, ich weiss nur, dass beide leidenschaftlich gerne tranken.

Sie nähte für die Frauen und die Mädchen im Dorf Kleider und bekam dafür ein paar Franken, meistens allerdings eher eine Korbflasche Wein oder ein Fläschchen Grappa. Er blieb seinem Prinzip treu, die Patrons nicht zu bereichern, und liess sich nur ab und an dazu herab, eine Arbeit für einen Dorfgenossen zu erledigen. Er war aber seltsamerweise sehr stolz darauf, ein tüchtiger Arbeiter zu sein, und wurde schrecklich wütend, wenn jemand ihn Handlanger nannte.

Die beiden waren geübte Tänzer. Er mit schwarzer Mütze und rotem Halstuch, sie in blauem Jupe und weisser, bestickter Bluse, so stellten sie sich an Sonntagnachmittagen im Restaurant *Castagneto* von Ponte Brolla zur Schau und tanzten mit meisterhaftem Können Walzer, Mazurka, Polka und Tango. Tiberia riss einmal der Gummizug ihrer Unterhose, diese rutschte hinunter und wickelte sich um ihre Knöchel, sodass sie stolperte – natürlich sehr zum Vergnügen der Zuschauer. Aber je später es wurde, desto unsicherer wurden die Schritte.

Wenn die Gäste des Lokals sahen, dass Tiberi zu wanken begann, gaben sie ihm einen aus, damit er auf den Tisch stieg und politische Reden hielt. Es machte ihnen einen Heidenspass, wenn er seine Ideen, die sie für völlig verrückt hielten, zum Besten gab.

Spätabends, wenn die Grotti und Restaurants geschlossen waren, kehrten Tiberio und Tiberia auf wackeligen Bei-

nen Arm in Arm nach Hause zurück. War die Nacht mild und die Müdigkeit gross, kam es vor, dass die beiden sich auf eine Wiese legten und selig schliefen.

Irgendwann verschwand Tiberia, sei es, dass sie starb, sei es, dass sie einfach nur wegging, und Tiberio blieb allein zurück.

Er trank immer mehr und wurde zusehends ungepflegter. Zu jener Zeit wohnte er in *Vinzòtt* in einem alten Gebäude, das *Haus des Vicari* genannt wurde. Im Winter mummte er sich in einen alten, schmutzigen Mantel ein, um den Hals trug er einen ganz und gar schmierigen Schal und auf dem Kopf eine Mütze, die auch schon bessere Zeiten gesehen hatte. So ging er nach *Gésgia*, setzte sich in Floras Osteria und wartete den ganzen Tag darauf, dass ihm jemand ein Glas Wein oder ein Bier bezahlte. Am Abend kehrte er dann zusammen mit Tiglio heim nach *Vinzòtt* und zog sich in seine Hütte ohne Strom und fliessendes Wasser zurück. Wasser hatte er nur, wenn der Regen vom Dach herunterlief. Tags darauf ging Tiberio, noch ungepflegter als zuvor, wieder zu Flora, schlefte dabei die Füsse nach und stützte sich auf seinen Stock, aber würdevoll erhobenen Hauptes, ein Arbeiter, der sich von den Patrons nicht ausbeuten liess.

Im Sommer war das Leben einfacher. Er konnte sich unter die Platanen vor der Osteria setzen, wo es angenehm frisch war. Meistens leistete ihm Dolfo Gesellschaft, und sie

waren in Diskussionen vertieft, in denen die Wörter »Patron« und »Arbeit« wie Schmährufe ausgesprochen wurden.

So lief es über mehrere Jahre. Doch dann, an einem sehr heißen Tag, erschien Tiberio nicht am üblichen Treffpunkt. Auch am nächsten und am übernächsten Tag nicht. Einer, der sich Sorgen machte, ging zum *Haus des Vicari*, um ihn zu suchen. Tiberio lag röchelnd und dem Sterben nah auf seinem ... Ich weiss nicht, wie ich diese Ansammlung von Lumpen nennen soll, die ihm als Lager dienten. Er war bleich und kaum noch bei Bewusstsein. In der Kammer herrschte ein schrecklicher Gestank, mit dem sich Petroleumgeruch mischte. Auch ich half mit, diesen armen Alten von seinem Bett zu heben und ihn mehr schlecht als recht zu waschen, ihn in ein sauberes Leintuch zu hüllen und auf die Tragbahre zu legen, damit ihn die Ambulanz, die auf der *Piazzetta* wartete, ins Spital bringen konnte.

Aus seinen wenigen gemurmelten Worten und den Schlussfolgerungen der Behörden ergab sich, dass Tiberio, um die Flöhe zu töten, die ihn bei lebendigem Leibe aufzufressen drohten, eine Wolldecke mit seinem Lampenpetroleum durchtränkt und um sich gewickelt hatte, bevor er sich zum Schlafen hinlegte. Vielleicht hatte er sich vergiftet, indem er die Dünste dieser Flüssigkeit eingeatmet, vielleicht indem er sie über die Haut aufgenommen hatte, Tatsache ist, dass es Tiberio so schlecht gegangen war, dass er nicht mehr die Kraft gehabt hatte, um aufzustehen.

Im Spital empfangen ihn die Nonnen mit der gewohnten christlichen Nächstenliebe. Zur Verstärkung riefen sie den Hilfskrankenpfleger Battista, seinen Dorfgenossen, und steckten ihn als Erstes in die Badewanne. Er rebellierte und versuchte dieser Schmach zu entkommen, aber er war zu schwach dafür. Als er gewaschen, gestriegelt und gekämmt ins Bett gelegt wurde, begann für ihn die Hölle. Er war nicht mehr frei, musste schlafen, essen und sich waschen, wenn andere es ihm befahlen. Und er durfte nicht trinken! Das war zu viel für ihn. Er, der sich nie einem Befehl gebeugt hatte, er, der Atheist, Pfaffenfresser und Nonnenhasser, musste jetzt den Klosterfrauen gehorchen, die mit ihm schimpften wie mit einem Kind.

Er hielt es nicht lange aus. Wenige Tage später hiess es im Dorf, Tiberio sei gestorben. Einer sagte, daran sei das Petroleum schuld gewesen, Böswilligere meinten, dass es der Schock des Bades gewesen sei, und wieder andere nannten als Todesursache den Alkoholmangel.

Ich hingegen glaube, dass der Verlust der Freiheit seinen Lebenswillen gebrochen hat.



»Mir ist, als sei ich wieder das kleine Mädchen von damals, mit den Stirnfransen über den Augen und den Holzschuhen an den Füßen.«

Inhalt

Vorwort	6
Vorwort zur italienischen Ausgabe	8
<i>In den Falten der Zeit</i>	14
Die Gerüche meiner Heimat	17
Die Farben meiner Heimat	25
Der Geschmack meiner Heimat	33
Die Arbeiten	40
Das Transport- oder Heuseil	59
Der Weg der Mühsal	76
Der andere Weg der Mühsal	85
Das Essen	99
Die Kastanienbäume	104
Das Heilige und das Profane	109
Die Auswanderer	117
Krankheiten und Heilmittel	121
Die Kinder	129
Meine Schafe	134
Die Sitzbänke von Avegno	143
Bergheuet	148
Der Fluss	155
Der Ri grand	165
Die Steinmetze	180

<i>Das Mosaik</i>	186
Pedro und Liduina	189
Tiberio und Tiberia	192
Tiglio und die Maestra	198
Cech und Berta	203
Maria Barbolina	206
Die Neri	209
Maria, Elvira und Menga	213
Luca	215
Severina	223
Tomamichel	227
Dolfo	230
Lodovico	233
Vergogna und Cechcarmela	234
Gido	236
Patà	238
Der Matratzenmacher	239
Der Kesselflicker	242
Vezia, Sofia und Pinela	244
Der Lehrer	247
Die Pfarrer	250
Abschliessende Worte	260

Bildteil 263

Bibliografie	282
Dank	283
Anhang	284

Für wertvolle Unterstützung bedankt sich der Verlag bei:
ch Stiftung, Pro Helvetia, Dätwyler Stiftung, Casa nell'Arte.

Originaltitel: *Fra le pieghe del tempo*

© Armando Dadò editore, Locarno 2009

Übersetzung: Judith Blumenthal, Antonella Rigamonti und
Andreas Grosz

Fotografien: pudelundpinscher (S. 265–272) und Besitz
der Autorin (S. 273–280)

Layout und Satz: pudelundpinscher

Schriften: Simoncini Garamond und Syntax

Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno

Einband: Legatoria Mosca SA, Lugano

© 2012 Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Erstfeld
www.pudelundpinscher.ch
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-9523736-3-7

Imprimé en Suisse
Printed in Switzerland

Finito di stampare il 5 maggio 2012,
giorno di san Gottardo